Vivien Shotwell

Die Schule der Liebenden

VIVIEN SHOTWELL

Die Schule der Liebenden

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Vienna Nocturne«
bei Ballantine Books, New York.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Der Limes Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House.

Erste Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Vivien Shotwell
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
This translation published by arrangement with Ballantine Books, an imprint
of The Random House Publishing Group, a division of Random House, Inc.
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8090-2626-6

www.limes-verlag.de

Für meine Eltern,
Hudson und Janet

Der Kastrat

Zuerst sprach er über ihre Atmung, dann über ihre Haltung und ihre Kraft. Mit spielerischer Leichtigkeit und lebhafter Mimik führte er ihr vor, wie *er* atmete, wie man ihn gelehrt hatte zu atmen. Ohne einen solchen Unterricht wäre es im Grunde nicht möglich, sagte er. Aber er würde sich alle Mühe geben, wenn Anna es versuchen wolle. Und ob sie wollte.

Sie zählte die Sekunden, die er die Luft zischend aus seiner geweiteten, kräftigen Lunge entweichen ließ. Sie selbst konnte nicht so lange ausatmen, aber es war ein köstliches Scheitern, das sie eines Tages vielleicht überwinden würde. Er zeigte ihr auch die *messa di voce,* das Schwellen und Abschwellen der Stimme, bei der er einen einzigen Ton sang, erst ganz leise, dann immer lauter werdend und wieder leiser. Auch das vermochte sie nicht, aber er hatte sie bereits mitgerissen, das Feuer des Ehrgeizes bereits in ihr entfacht, und sie wollte alles lernen, alles meistern. Es sei ein wenig so, als würde man Akrobat, sagte Rauzzini. Als würde man lernen zu fliegen. Er zeigte sich schon jetzt zufrieden mit ihr, lobte ihre Auffassungsgabe und ihr Können. Er sagte, dass sie binnen Kurzem mit Tonleitern aus zwei Tönen beginnen würden, dann mit drei Tönen und schließlich mit so

vielen, wie mit einem einzigen Atemzug hervorgebracht werden konnten. Noch nie in ihren Leben hatte sie sich so leicht und beschwingt gefühlt. Sie war vollkommen entrückt. Er sang nicht viel, aber wenn er es tat, dann hüllte der Klang sie ein und durchdrang ihren Körper. Es war, als weitete sich ihre Seele vor Lebensfreude, und sie konnte gar nicht mehr verstehen, warum sie so aufgeregt gewesen war, und auch nicht, warum nicht noch viel mehr.

Man schrieb das Jahr 1776. Sie hieß Anna Selina Storace. Sie war elf Jahre alt. Sie konnte Harfe und Gitarre spielen und alles vom Blatt singen. Ihr älterer Bruder Stephen war ein außerordentlich begabter Geigenspieler, und man hatte ihn zum Studium nach Neapel aufs Konservatorium geschickt. Ihr Vater, ein Kontrabassist, stammte ursprünglich aus Italien und lebte seit zwanzig Jahren in London, wo er für die Marylebone Gardens italienische Burlesken arrangierte und die Libretti übersetzte. Er war ein optimistischer Mann und verlor ständig Geld. Seine unglückliche Frau, geborene Elizabeth Trusler, war die Tochter des Besitzers von Marylebone Gardens, einer Vergnügungsstätte vor den Toren Londons, freilich nicht so vornehm oder luxuriös wie Vauxhall oder Ranelagh, aber beliebt wegen Truslers einfacher, ländlicher Küche: Kuchen mit selbstgezogenem Obst, Käsekuchen, Sahne und Butter von den prächtigen Milchkühen, die auf den Wiesen hinter dem Theater grasten und gelegentlich muhten. Es gab Frühstücke, Bälle und Feuerwerke. Die Truslers waren nicht reich, aber sie waren auch nicht arm.

Solange sie denken konnte, hatte Anna in den väterlichen Burlesken in Marylebone gesungen und getanzt. Sie war ein lebhaftes, gewitztes Kind, das gefallen wollte. In ihren großen, dunklen, wachen Augen verbargen sich mehr Gefühl

und Verstand als in denen manch eines Erwachsenen. Ihrer dicken schwarzen Locken wegen lebte Mrs. Storace in beständiger Sorge, man könnte sie für ein Zigeunermädchen halten. Von Statur eher klein und zierlich, bewegte Anna sich äußerst anmutig, worin sie ihrer Mutter nachkam, die in Zeiten größeren Wohlstands Unterricht bei einem französischen Tanzlehrer gehabt hatte.

In der Nacht vor ihrer ersten Stunde bei Venanzio Rauzzini hatte Anna kaum schlafen können. Jede Viertelstunde war sie mit ängstlich klopfendem Herzen und viel zu heißen Füßen aufgewacht und hatte nachgesehen, ob es Zeit zum Aufstehen war, aber immer noch war es tiefe Nacht gewesen, und alle außer ihr hatten geschlafen. Endlich war der Tag angebrochen, und sie hatte Bridget in der Küche hantieren gehört.

»Na, schon auf?«, fragte Bridget.

Anna sah die gute Frau mit ernster Miene an. »Heute ist der wichtigste Tag in meinem Leben.«

»Dann solltest du noch ein wenig schlafen, Mädchen«, sagte Bridget, gab Anna aber dennoch ein Butterbrot und erlaubte ihr, sich zu ihr zu setzen.

Wie schon die Nacht zog sich auch der Morgen endlos hin, und dann war es plötzlich an der Zeit, sich anzuziehen und mit ihrem Vater zu Rauzzinis Haus in Covent Garden zu gehen. Als sie seine Wohnung betraten, kamen drei kleine Hunde auf sie zu, um sie zu begrüßen. »Nie wäre mir in den Sinn gekommen, dass er *Hunde* haben könnte«, flüsterte sie.

»Er hat eben keine Kinder«, erwiderte ihr Vater, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und rückte seine etwas zu kleine Perücke zurecht. An den Wänden hingen Spiegel. Anna hatte Sorge, sie könnte ärmlich aussehen. Der Diener, der sie eingelassen hatte, öffnete die hohe Flügeltür, und die

Hunde sprangen ihnen voraus in den ganz in Rot gehaltenen Salon. »Ich grüße Sie«, sagte Venanzio Rauzzini und drehte sich mit einer eleganten Bewegung zu ihnen um.

Er sprach Italienisch mit einer angenehm hohen und doch vollen Stimme. An jedem seiner Finger steckte ein Ring, und an die Brust hatte er sich eine Nadel in Form eines Phönix geheftet. Er trug einen eleganten blauen Rock, und seine Schuhe zierten mit Edelsteinen besetzte Schnallen. In seinen großen Augen mit den schweren Lidern stand ein ruhiger, verträumter Ausdruck, und sein Gesicht war rund und glatt wie das eines Jungen. Er war ungewöhnlich groß und hatte breite Schultern, lange Arme und lange Beine, und dennoch hielt er sich derart aufrecht und bewegte sich mit solcher Anmut, dass es hieß, er könne keinen Raum betreten, ohne dass sich nicht sogleich alle Blicke bewundernd auf ihn richteten.

»Du bist sehr jung«, sagte er.

»Ich bin nur klein«, protestierte Anna. »Ich bin schon elf.«

»Ach, schon?«, sagte er und betrachtete sie wohlwollend. »Ich hätte dich für keinen Tag älter als zehn geschätzt. Nun, dann komm mit mir. Wir lassen deinen Vater bei meinen Hündchen. Wenn du willst, kannst du später mit ihnen spielen. Die drei kommen von weit her, aus München.«

Sie folgte ihm ins Musikzimmer, in dem es nach Büchern und Zimt roch, und verspürte Erleichterung. Hierher gehörte sie, hier fühlte sie sich wohl. Im Kopf dieses Mannes steckte all das Wissen, das sie brauchte. Sie musste ihn nur davon überzeugen, dass sie besser und begabter als jedes andere Mädchen auf Erden war. Sie hatte ein Ziel vor Augen.

»Sie ist ein Juwel«, sagte sein Diener, nachdem Vater und Tochter Storace sich verabschiedet hatten.

Rauzzini sah den Mann an und lächelte. »Ja.«

Nach dem Besuch dieses Mädchens war er wie beseelt, er musste einfach die ganze Zeit lächeln. Man brauchte schließlich ein Ziel, eine Aufgabe. Und etwas zum Verzärteln. Er hatte alles, was er sich nur wünschen konnte, nur keine Kinder und keine Familie. Als Kastrat war man wie ein Mann von einem anderen Kontinent – und eigentlich nicht einmal ein Mann. Aber selbst ein Kastrat konnte Sehnsucht nach einem Kind verspüren. Mochte man auch reich sein und bewundert werden, mochte man sein Haus dekorieren und sich mit Hunden umgeben, gelegentlich befiel einen in dem schmuddeligen London und im Bewusstsein der gnadenlos verstreichenden Zeit doch eine quälende Melancholie. Sein Gesang – für den er lebte, für den seinem kindlichen Körper solche Gewalt angetan worden war – erlöste ihn jeden Tag aufs Neue von dieser Melancholie. Aber er würde nicht ewig singen können.

Er blickte an der Reihe von Spiegeln entlang. Er war ein Waisenkind gewesen, und bis er in Rom auf das Konservatorium kam – wie ein Stück Vieh kastriert und verkauft –, hatte er sein Gesicht nie genauer betrachtet. Doch dort hatten die Gesangslehrer ihn tagtäglich vor den Spiegel gezwungen, damit er keine Grimassen schnitt oder irgendein Zeichen der Anstrengung zeigte, während er die Tonleitern hinauf und hinunter kletterte. Bei seinem allerersten Blick in den Spiegel war ihm der Gedanke gekommen, dass in diesem fremden Gesicht die Gesichter seiner unbekannten Eltern vereint waren, ihre Lippen und Wangen und Augen. Er hatte gedacht, wenn er dieses Gesicht nur lange genug studierte, dann würde er sie eines Tages auf den Straßen Roms wiedererkennen und sagen: »Ich bin euer Sohn. Ich bin ein großer Sänger geworden.« Denn er glaubte, dass seine Mutter ihn aus Armut weggeben hatte.

Oft hatte er sie sich vorgestellt, wenn er nachts auf seiner schmalen Bettstatt lag. Das war die einzige Zeit im Konservatorium, in der er allein und alles um ihn herum ruhig war. Den ganzen Tag bis in die Nacht hinein mussten die jungen *castrati* singen. Morgens beim Anziehen, beim Waschen und auf ihren Gängen sangen sie Psalmen. Sie sangen bei nächtlichen Totenwachen. *Figlioli angiolini* nannte man sie – kleine Engel. Sie hielten Wache bei den Leichen von Kindern. Für diesen Dienst bekam das Konservatorium viel Geld. Auf einer solchen Totenwache hatte Rauzzini, damals nur wenig älter als die kleine Anna, sein Herz an den Gesang verloren. Mutterseelenallein hatte er in seinem weißen Chorhemd dagestanden, um die armen, toten Kinder, deren Schicksal noch viel schlimmer war als das seine, und ihre trauernden Angehörigen zu trösten. Das feierliche Ritual hatte ihm gefallen – die Kerzen, die späte Stunde, die Wichtigkeit seiner Aufgabe, die von niemand anderem erfüllt werden konnte, und die süßen Töne, die seiner geübten Kehle wie Schmetterlinge entstiegen. In diesem Moment begriff er, welche Macht er haben und wie viel Bewunderung er erfahren konnte.

Seine Stimme konnte den größten Saal füllen, von Berggipfel zu Berggipfel springen, und doch war sie so zart – nicht dass er überheblich war, es war einfach so –, dass er einen neben ihm schlafenden Säugling nicht damit geweckt hätte. Nicht einmal einer von hundert dieser *figlioli angiolini* war mit einer solchen Stimme und Technik begabt gewesen. Dieses Können verdankte er Gott und seiner eigenen Entschlossenheit.

Später feierte er größte Erfolge in Rom und dann in Mailand, wo der junge Wolfgang Amadeus Mozart ihm eine hübsche Motette schrieb. Von Mailand war er nach München gegangen, aber seine dortige Mätresse, die bezaubern-

de Elisabeth Bauer – gerade einmal siebzehn Jahre alt, mit einer Haut wie Seide und entzückenden Sommersprossen und Muttermalen –, hatte bei einem ihrer Rendezvous nicht die nötige Vorsicht walten lassen. Der alte Graf hatte sie in flagranti erwischt. Er war, gelinde gesagt, ein eifersüchtiger Mann, und von einem Kastraten Hörner aufgesetzt zu bekommen, war besonders beschämend. Die meisten wussten nicht, welches Vergnügen ein Mann wie Rauzzini einer Dame bereiten konnte, aber Elisabeth, das reizende Mädchen, wusste es. Sie hatte ein Muttermal an ihrer linken Hinterbacke, das er nie vergessen würde.

Am nächsten Morgen hatte sie ihm eine Rose geschickt und ihm mitgeteilt, dass ihr Mann beabsichtige, ihn umzubringen. So kam es, dass er nach London ging. Er mochte den Nebel. Seine Körpersäfte waren dick und heiß und ließen seine Gelenke schmerzen, so als habe die Mannesglut, die er für immer verloren glaubte, einen Weg zurück in sein Blut gefunden und es vergiftet. Er mochte alles, was kalt und beruhigend war.

Er hatte über die kleine Storace in der Zeitung gelesen und sich eigentlich nicht vorstellen können, dass etwas mit ihr anzufangen war. Zum Glück hatte er sich geirrt. Sie war ein Schatz, der nur gehoben werden musste. Er würde sie zu seiner Schülerin machen, sie würde in den Opern singen, die er komponieren wollte.

Er war ungefähr in ihrem Alter gewesen, als sein Leben auf den Kopf gestellt worden war. Die anderen Jungen im Konservatorium hatten die jungen Kastraten gehasst, weil jene Brühe, Eier und Fleisch zu essen bekamen, während sie, die bloß ein Instrument spielten, äußerst knapp gehalten wurden. Sie hatten die Schüler in zwei Gruppen eingeteilt, die *non integri* und die *integri*, die Versehrten und die nicht

Versehrten. Rauzzini vor dem Spiegel schüttelte den Kopf bei der Erinnerung. Kein Einziger von ihnen war nicht versehrt gewesen, dachte er. Der Mann, der ihn kastriert hatte, war ein einfacher Barbier gewesen. Die meisten kastrierten Jungen starben an Infektionen. Rauzzini hatte die Operation jedoch überstanden und war immer besser und hübscher geworden, und seine Stimme war gut, die Stimme eines Jungen im Körper eines Beinahe-Mannes, nur war sie voller als die eines Jungen, und er beherrschte sie meisterlicher, als jeder Junge es vermocht hätte. Anna dagegen musste nicht erst verletzt werden. Sie besaß alles, was sie brauchte.

Er hatte sie vom ersten Moment an ins Herz geschlossen. Das mochte seltsam erscheinen, aber es war so. Klugheit, Offenheit, Herzenswärme – diese Eigenschaften zogen ihn an, sie rührten an den Sinn und Zweck seines Lebens. Die höchste aller Künste war die Musik, und ihre reinste Form war das Lied. Die Stimme eines solchen Kindes brachte die Seele zum Überfließen. Man hatte ihn kastriert, um die Stimme seiner Kindheit zu bewahren. Aber das musste in diesem Fall nicht sein. Dieses Mädchen, dieses kleine Juwel, seine neue Tochter, würde zu einer vollkommenen jungen Frau heranwachsen. Ihr würde nichts genommen werden. Weder ihr Herz noch ihre Freude noch ihr Selbstvertrauen. Sie würde gefeiert werden. Sie würde alles besitzen, was er besaß, und darüber hinaus alles, was er nicht besaß.

Cupido

Das Innere des Royal Opera House erstrahlte in einem sanften Licht, die warme Luft war erfüllt von Rauch und lautem Raunen. Das Parkett war derart eng besetzt, dass keiner sich mehr rühren konnte, und doch gab es ein ständiges Geschiebe und Gerücke. Gelegentlich übergab sich jemand, und die Reste seines Abendmahls vermischten sich mit dem Sägemehl, wie der Gestank sich mit dem sonstigen Gestank vermischte. Taschendiebe und Essensverkäufer schoben sich durch die Menge. Auf jede Frau kamen drei Männer, und wenn einer eine Frau an sich drückte oder sonst wie betatschte, zog diese ihm eins über mit dem, was sie gerade zur Hand hatte. Die Zuschauer im Parkett wurden gegen die Absperrung am Bühnenrand gepresst, welche die Massen davon abhalten sollte, die Bühne zu stürmen, falls es zu Tumulten kam. Einstweilen warf man jedoch nur Orangenschalen auf die Bühnenbretter. Die Bühne stand in gleißendem, von Schwaden durchzogenem Licht. Sänger und Tänzer mühten sich im Schweiße ihres Angesichts ab, gewandet in Kostüme, die geschmückt waren mit Federn und billigem Tand und allem sonst, worin sich das Licht fangen könnte. Zehn, zwanzig Minuten vermochten sie das Publikum mit ihren Liedern, Arien oder Tanzeinlagen zu bannen, und zum Dank ernteten

sie tosenden Applaus. Aber es dauerte nicht lange, und das Interesse der Zuschauer flaute ab, dann flog wieder Essen auf die Bühne, Männer sprangen lautstark streitend auf die Bänke, und die adligen Herren vergnügten sich in ihren Logen, verborgen hinter Vorhängen, mit ihren Mätressen. Annas Mutter sagte, die Oper sei voller Dirnen. Wären die Schulden nicht gewesen, hätte sie Anna nie erlaubt, dort aufzutreten, zumindest nicht so jung. So kam es, dass Anna das erste Mal in ihrem Leben froh war über ihre Gläubiger, und sie verneigte sich vor ihnen und hätte ihnen am liebsten die Hand geküsst, denn sie wollte nirgendwo auf Erden lieber sein als in einem Opernhaus.

Sie war dreizehn. Das Cupido-Kostüm zeigte ihre Beine bis zu den Knien. Seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, hatte sie ihre Beine nicht mehr gezeigt. Die Strümpfe waren weiß und die Kniehosen golden. Ihre weißen Beine würden in dem Licht erstrahlen, und alle würden sie ansehen. Ihre Mutter war über das Kostüm ganz und gar nicht begeistert, aber Cupido war nun mal ein Junge und konnte seine Beine schlecht unter einem Rock verbergen.

So etwas hatte Anna noch nie erlebt. Marylebone hatte selten mehr als einhundert Zuschauer, die Bühne war klein, die Musik schlicht und leicht zu singen. Vor ihrem Auftritt stand sie in der Seitenkulisse und atmete mit gestrafften Schultern tief ein und aus, wie Rauzzini es ihr beigebracht hatte. »Vertrau auf dein Herz«, hatte er gesagt. »Hülle dein Herz in die stärkste Seide, und lass nicht zu, dass irgendjemand sie zerreißt oder in Brand setzt.« Von der Bühne her hörte sie, wonach sie sich so sehr gesehnt hatte – das Orchester, die Begeisterungsrufe. Auf ihr Stichwort trat sie nach vorne und bemerkte aus dem Augenwinkel eine einsame Orangenschale, die nicht weggefegt worden war. Zuerst wollte sie sie mit

dem Fuß zur Seite schieben, aber das hätte Cupido sicher nicht getan. Also tat sie so, als sähe sie sie nicht. Vor ihr waren die Köpfe der Orchestermitglieder, darunter ihr lächelnder, hoffnungsfroher Vater am Kontrabass. Es war alles genauso wie bei den Proben, aber jetzt war Abend, es war heiß und verraucht, und in dem tiefen, gewölbten Zuschauerraum vor ihr waren zweitausend Männer und Frauen, die sich gegen die Absperrung drückten, auf Bänken wankten, sich über die Balkonbrüstungen lehnten, aßen, tranken, redeten und sich umarmten, und alle Gesichter wandten sich nun Anna zu, mit ihrem Pfeil und Bogen, ihren goldenen Kniehosen, silbernen Flügeln, leuchtenden Strümpfen. Zweitausend Herzen pochten im Takt mit ihrem, und sie wusste nicht, wo diese Seidenrüstung für ihr Herz war, von der Rauzzini gesprochen hatte. Sie merkte, dass ihre Beine wacklig waren und unsicher, spürte, wie sich die zweitausend Gesichter wieder von ihr abwandten.

Doch dann sah sie Rauzzini in der Seitenkulisse, ganz in Rot gekleidet, das Gesicht stark geschminkt. Er hatte eine Heldenrolle. Ihre Blicke trafen sich, und seine Augen sagten ihr, dass er ihr vertraute, und allein deswegen durfte sie ihn nicht enttäuschen. Sie sah auf Pfeil und Bogen in ihren Händen und nahm sie hoch. Sie ließ den Konzertmeister nicht aus den Augen, auch wenn sie ihn nicht hören konnte, und wartete auf ihren Einsatz. Sie erhob ihre widerstrebende Stimme über den Wall von Gesichtern, ließ sie mit den imaginären Pfeilen in die Höhe steigen, während Rauzzini zu ihr hersah, während die Seide Risse bekam und sich verschob, aber nicht abfiel. Sie wusste nicht, warum er ihr vertraut hatte. Ihr Gedächtnis war wie ausgelöscht, und sie erinnerte sich an nichts mehr. Doch dann holte die Musik sie zurück. Die Bühne schrumpfte zu einem kleinen schwachen

Lichtkreis, in dem sie sang und tanzte, ganz so als wäre sie allein. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie ihre Aufgabe gut zu meistern schien, denn das Gemurmel und das Gescharre im Saal waren verstummt, aber noch wagte sie nicht, sich darüber zu freuen. Als sie mit ihrer Arie fertig war, brandete Beifall auf, und einen Moment lang fühlte sie die Verwirrung eines verurteilten Diebes, der am Fuße des Schafotts begnadigt wird. »Verbeug dich!«, rief Rauzzini aus der Seitenkulisse. »Nun verbeug dich doch endlich!« Er lachte. Immer noch klatschten die Leute. Anna gab sich einen Ruck, vollführte eine schwungvolle Geste mit dem Arm, zwang sich zu einem strahlenden Lächeln und verbeugte sich, ein Bein vor sich gestreckt, wie ein Junge. Dann rannte sie von der Bühne, in die Arme ihres Lehrers.

Neapel

Rauzzini sagte, in der Musik gebe es keine Beständigkeit. Man könne sie nicht in Händen halten. Man könne sie nicht schmecken und auch nicht sehen. Kaum sei sie erklungen, verflüchtige sie sich auch schon wieder. Musik sei ein Geschenk und ein Opfer. Nichts anderes bedeute das Singen. Es bedeute, das Publikum zu lieben, sich ihm mit Inbrunst hinzugeben, nichts zurückzuhalten. Erst dann entfalte die Stimme ihre volle Schönheit.

Anna verstand nichts von alldem. Sie war erst fünfzehn. Aber sie sagte, sie verstünde.

Er hatte ihr beigebracht, eine Notenzeile so zu singen, als würde sie sprechen, leise und laut zu singen. Er hatte ihr beigebracht, wie sie sich bewegen und welche Gesten sie machen sollte, und er hatte ihr die richtige Betonung der Worte, den richtigen Stil und die Modulation beigebracht. Alles, was nötig war.

Jetzt sei es an der Zeit, meinte er, dass sie in Italien sang. Die italienische Oper sei *die Oper* schlechthin, und Anna könne nur dann je als Primadonna singen, wenn sie sich dort einen Namen gemacht habe.

So kam es, dass sie gemeinsam mit Mutter und Vater England verließ. In Neapel würden sie endlich wieder mit ihrem

Bruder Stephen vereint sein, der das dortige Konservatorium besuchte.

»Versprich mir, auf dich aufzupassen«, beschwor Rauzzini sie ein paar Tage vor ihrer Abreise. Anna war zu einer letzten Unterrichtsstunde in sein Musikzimmer gekommen, das ihr zu einem zweiten Zuhause geworden war. Er musste sich ständig schnäuzen. »Versprich mir, dass du gut auf dich aufpasst und dich keinerlei Gefahren aussetzt und dich nicht mit schlechten Menschen umgibst.«

»Das verspreche ich«, sagte sie. Ihr Blick hatte dabei einen fast finsteren Ernst angenommen, wie er einem Mädchen von fünfzehn Jahren eigentlich nicht zu Gesicht stand. Sie hatte ihren Hut nicht abgesetzt. Ihr Gesicht war fleckig und verquollen vom Weinen. »Ich mag gar nicht Lebewohl sagen. Es ist so bedrückend. Wir müssen auf einem Schiff reisen, nichts ist gepackt und jeder ist in Aufruhr, und das alles nur meinetwegen.« Sie lächelte schwach. »Lassen Sie mich singen, Maestro. Ich habe Angst, dass ich auf der Reise das Singen verlerne.«

Sogleich nahmen sie ihren gewohnten Unterrichtsablauf auf, und ein unbeteiligter Beobachter hätte nicht bemerkt, dass dies ihre letzte Stunde war, abgesehen vielleicht davon, dass Rauzzini Anna weniger streng als sonst korrigierte. Er war unsagbar traurig. Sie sang wunderschön, mit echtem, unverfälschtem Empfinden. Ihre Wangen nahmen wieder Farbe an, und ihre Lieblichkeit kehrte zurück. Sie war erwachsen geworden. Ihre Figur mit der schmalen Taille hatte weibliche Formen angenommen. Mit ihren schwarz bewimperten Augen konnte sie den Menschen bis tief in die Seele blicken, das Spiel ihrer Brauen brachte Witz und Verstand zum Ausdruck. Ihre Lippen waren voll und verrieten Empfindsamkeit, und das Lächeln, das sie von ihrem Vater geerbt hat-

te, bezirzte einen jeden. Doch es war ihre Stimme, um die es Rauzzini ging; die Stimme, die er geformt hatte und die ihm so lieb geworden war wie die eines eigenen Kindes. Er verzichtete an diesem Tag darauf, sie zu korrigieren, weil er damit beschäftigt war, sich ihren Klang für alle Zeiten einzuprägen. Das war natürlich unmöglich, aber er wollte es wenigstens versuchen.

Die Reise nach Neapel förderte bei jedem das Schlimmste zutage. Die Luft war schlecht, die Matrosen ungehobelt, und die Quartiere ähnelten eher einem Siechenhaus als einem Schiff. Sie fühlten sich wie Gefangene. Nichts passierte. Nichts, das alles Nichts beendete. Sie wurden von der Mattigkeit derjenigen befallen, die sich nicht wie gewohnt bewegen konnten und nach einiger Zeit nicht mehr wussten, wie sich eine solche Bewegung anfühlte. Ein Tag war wie der andere, dazu kamen Bauchweh und schlechter Atem. Sie träumten von Gemüse.

Wenigstens hatte Anna ihre Gitarre, und wo eine Gitarre war, da waren Musik und Fröhlichkeit. Selbst Mrs. Storace gab zu, sie könnten dankbar sein, Annas Gitarre auf dem Schiff zu haben. Eine Stunde, in der sie Anna beim müßigen Spiel zuhören konnten, war eine Stunde, in der sie die Qualen der Reise vergaßen. Es sei eine Wohltat, sagte Mrs. Storace. Sie sei sehr froh, dass Anna ihre Gitarre mitgenommen habe.

Mrs. Storace war eine Frau, die der Überzeugung war, dass ihre Stellung im Leben nicht dem Grad ihrer Kultiviertheit entsprach. Immerzu las sie Bücher und Gedichte, und je moralisierender und langweiliger diese waren, so sagte lachend ihr Gemahl, desto mehr sagten sie ihr zu. Er war zwar fünfundzwanzig Jahre älter als sie, aber von ihnen beiden war

er derjenige, der von jugendlicher Unbekümmertheit und stets zu Späßen aufgelegt war, was sie wiederum mit Torheit verwechselte. Dort, wo bei anderen der Verstand säße, hätte er eine Schale mit Konfekt. Er wäre ein großer grinsender Marktschreier, ein Verführer und Schürzenjäger. Sie war überzeugt, dass er in London drei Mätressen zurückgelassen hatte. Gäbe es nicht ihre Tochter und ihren fernen Sohn, sagte Mrs. Storace, wäre sie schon längst ins Kloster gegangen.

Immerzu verzog sie missbilligend das Gesicht. Bevor sie eine ihrer spitzen Bemerkungen von sich gab, schnaubte sie gerne durch die Nase und starrte in die Ferne. Ihr Gemahl würde viel Wind machen, doch heraus käme nichts. Er ließe sich einfach fallen und erwartete, dass andere ihn auffingen. Wenn Mrs. Storace sich über Anna ärgerte, sagte sie, sie sei genau wie ihr Vater. Ihre Mutter liebte jedoch Musik und ließ sich davon stets versöhnlich stimmen. Sie hatte keine Ahnung, wie sanftmütig sie dreinschaute, wenn sie ihrer Tochter zuhörte – wie die Falten auf ihrer Stirn sich glätteten und ihr Atem ruhig wurde. Aber Anna sah es, und das brachte sie dazu, noch lieblicher zu spielen. Ihr machten die Umstände auf dem Schiff nichts aus. Es hätte sie auch nicht gekümmert, wenn die Reise doppelt so lange gedauert oder es überhaupt kein Essen gegeben hätte. Die Langeweile, die Unbequemlichkeit, die nach Rum stinkenden Matrosen, die Ratten und Flöhe, dass sie samt ihrer Kleidung schmutzig war – das alles zählte nicht mehr beim Anblick des Nachthimmels auf See. Wann immer sie seekrank war oder die Fassung verlor, musste sie sich außerdem nur ins Gedächtnis rufen, dass sie nach Italien fuhr und ihren Bruder wiedersehen würde, das half ihr sogleich. Für Undank hätte sie sich geschämt. Sie vermisste Rauzzinis Rat, seinen Witz und sein Lachen, aber eben wegen dieser Reise hatte er ihr so viel beigebracht. Er vertraute

ihr. Sie musste in Italien singen. Ihren Erfolg in London hatte sie ihrer Jugend verdankt, aber damit war es nun vorbei, und alle wollten nur noch italienische Diven hören. Keiner würde mehr dafür zahlen, eine Landsmännin zu hören, es sei denn, sie hätte auf dem Kontinent gesungen – in sämtlichen großen Opernhäusern. Anna solle so lange fortbleiben, hatte Rauzzini gesagt, bis ihre Landsleute vergessen hatten, dass sie Engländerin war.

Sie hoffte, Stephen würde sie ebenso lieben, wie sie ihn lieben wollte. Er hatte England verlassen, als sie zehn Jahre alt gewesen war. Sie erinnerte sich daran, wie sie miteinander gespielt hatten und wie geduldig und fröhlich er gewesen war, und sie wusste noch, dass er Geige geübt und den ganzen Tag hinter geschlossener Tür Tonleitern gespielt hatte, doch wenn sie sich an sein Gesicht zu erinnern versuchte, war da nur ein verschwommener Fleck. Sie besaßen von ihm nur das kleine Porträt, das Mrs. Storace gezeichnet hatte, bevor er aufgebrochen war. Ihre Mutter sagte, er sei darauf nicht schlecht getroffen, aber gut auch nicht.

Endlich trafen sie im Hafen von Neapel ein, und schon bald waren die Qualen der langen Reise vergessen. Annas Vater konnte überhaupt nicht mehr aufhören zu lächeln – er erinnere sich, sagte er, an alles hier, und das, obwohl er zwanzig Jahre nicht in Neapel war. Mrs. Storace streckte sich und spürte, wie wieder Leben in ihre Gliedmaßen strömte. Und Anna kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie waren da. Sie waren nirgendwo sonst. Es war eine andere Welt, und sie waren mittendrin.

Sie kamen bei Mr. Storaces älterem Bruder, einem Kaufmann, unter. Stephen wohnte im Konservatorium. Nachdem sie sich gewaschen und gestärkt hatten, schickten sie nach ihm. Alle waren aufgeregt. Bei dem kleinsten Geräusch

von der Straße sprang Mr. Storace auf und lief zum Fenster. Mrs. Storaces Augen in ihrem fahlen Gesicht leuchteten. »Ich fürchte, ich werde meinen eigenen Sohn nicht wiedererkennen«, sagte sie, an ihren Schwager gewandt, während ihr Gatte übersetzte. Mrs. Storace konnte ein wenig Italienisch, weigerte sich aber, es zu sprechen, weil sie sich ihrer Fehler schämte. »Und auch er wird mich nicht wiedererkennen, fürchte ich.« Ihr Schwager nickte verständnisvoll. Mr. Storace sprang erneut auf und eilte zum Fenster.

Auch Anna hielt es nicht auf ihrem Stuhl. Sie hatte kaum etwas von dem Essen hinuntergebracht. Am liebsten wäre sie zum Konservatorium gelaufen. Und dann war er plötzlich da. Stephen, ihr Bruder.

Einen Moment lang rührte sich keiner. Er stand in der Tür, gekleidet in die Uniform des Konservatoriums Sant'Onofrio mit weißem Rock und schwarzer Schärpe, die Locken fielen ihm auf die Schultern, und seine Augen glänzten erwartungsvoll, dieser Junge von siebzehn, den sie seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatten. Dann stürzten sich alle zugleich auf ihn, lachend und weinend, drückten ihn, bis ihm die Luft wegblieb, und erklärten, sie hätten ihn niemals wiedererkannt oder aber unter Hunderttausenden wiedererkannt, denn er hatte dasselbe liebe Gesicht, dieselbe Stimme und dasselbe Betragen, ein zartgliedriger, nachdenklicher junger Mann mit angenehmen Zügen, den Augen seiner Schwester und dem Wuchs seines Vaters, nicht zu groß und nicht zu klein.

Hundertmal riefen sie seinen Namen, »Stephen, Stephen«, und sahen ihm lächelnd ins Gesicht, berührten ihn, wie um sich zu versichern, dass er tatsächlich da war. Das Ganze kam ihnen wie Zauberwerk vor.

»Anna«, sagte er. »Erinnerst du dich noch an mich?«

Sie konnte sich überhaupt nicht von ihm lösen. Sie lachte und weinte gleichzeitig, bis sie Schluckauf bekam. »Stephen!«, rief sie. »Stephen!«, und er küsste sie auf die Wangen und erklärte, er hätte sie unter Hunderttausenden wiedererkannt.

Später musizierten sie füreinander. Zuerst spielte Stephen auf seiner Geige, mit dem Selbstvertrauen des wahren Meisters, und alle bewunderten ihn. Welche Töne, welche Melodien! Unter seinen Händen verwandelte sich das Instrument in eine menschliche Stimme. Sie konnten die Augen nicht von ihm lassen, von seiner ernsten Stirn, den schlanken Gliedern, der ruhigen Haltung. Stephen hatte nichts Prahlerisches, er war bescheiden und still wie früher. Sie fragten sich, wie sie ihn je hatten fortschicken und wie er allein hatte zurechtkommen können. Aber er hatte Reife und Anmut entwickelt. Es fiel Anna nicht schwer, ihrer Absicht gerecht zu werden. Sie liebte ihren Bruder von Herzen.

»Und jetzt musst du singen«, sagte er zu ihr, und sie fügte sich bereitwillig. Der Onkel hatte sein Cembalo gestimmt, auch wenn er meinte, es sei nicht viel besser als ein Haufen Kienholz, und sie begleitete sich selbst. Erfreut erklärte Stephen, es gebe in ganz Neapel keinen besseren Sopran. Alle fühlten sich erquickt. Mr. und Mrs. Storace lächelten und hassten sich nicht mehr. Mr. Storaces Bruder meinte auf einmal zu ahnen, wie es wäre, wenn er selbst Kinder hätte. Stephen schien ein Stückchen zu wachsen. Und Anna versuchte mit erweitertem Blick und geschärftem Ohr diesen Moment des Glücks, in dem ihre Familie endlich wieder vereint war, in sich aufzunehmen und in ihrem Herzen zu bewahren. Sie liebte ihren Vater mitsamt seinen Sprüchen, seinen schlechten Witzen und seiner Tollpatschigkeit. Sie liebte den fremden Onkel. Sie liebte ihre überspannte Mutter mit ihrer ewig

finsteren Miene. Sie liebte ihren Bruder, der dasselbe Gesicht hatte wie sie, aber nicht ihr Temperament, und mit dem sie manche Erinnerungen teilte und andere nicht. Rauzzini hatte er nie kennengelernt. Von diesem Abschnitt ihres Lebens und noch vielen anderen wusste er nichts, und so ging es ihr auch bei ihm. Aber er war ihr Bruder, ganz allein ihrer.

Am nächsten Tag besuchten sie Stephens Konservatorium. Er hatte sein Studium bereits abgeschlossen und unterrichtete mittlerweile einige der jüngsten Knaben und gab hier und da Konzerte. Er nahm Anna mit zu Giovanni Paisiello, einem berühmten Opernkomponisten, der am Konservatorium Gesang und Kontrapunkt unterrichtete. Anna sang ihm vor, und er zeigte sich angenehm überrascht. Er versprach, sie seinen Freunden zu empfehlen und sie für kleine Rollen in seinen Opern zu berücksichtigen. Wie sich jedoch in den folgenden Monaten erweisen sollte, waren das weitgehend leere Versprechungen. Sie sang ein paar Solo-Kantaten in der Kathedrale für ihn, aber die brachten nur wenig ein. Schließlich erklärte er, er könne nicht auf eine kleine Engländerin setzen. »Sie muss häufiger auf italienischen Bühnen singen«, erklärte er Mr. Storace. »Sie muss erst einige Jahre hier leben.«

»Wie soll sie auf italienischen Bühnen singen, wenn keiner in Italien sie hören will?«, fragte Mr. Storace.

Paisiello zuckte die Achseln.

Ihr Vater wollte, dass sie für Jommelli sang, der Farinelli unterrichtet hatte, aber Jommelli wollte sie auch nicht hören. Er sagte, er sei zu alt, um seine Zeit an eine Engländerin zu verschwenden.

Cimarosa hielt sich in Frankreich auf und würde erst im nächsten Jahr zurückkommen. Mr. Storace hatte mehrere von Cimarosas Opern übersetzt und stand in Briefver-

kehr mit ihm. Er hatte große Hoffnung auf ihn gesetzt, und Cimarosa hatte bei seiner Ehre versprochen, Anna zu helfen. Von Frankreich hatte er allerdings nichts verlauten lassen.

Bis auf Stephen erkrankte die ganze Familie an einer fiebrigen Magenverstimmung, und Anna hütete zwei Wochen lang das Bett. Dabei mussten sie essen und ihre Kleider in Ordnung halten, um sich, wie es eigentlich geboten war, Zugang zu adligen Kreisen zu verschaffen. Nur lud der Adel Anna nicht zu seinen Konzerten und in seine Salons ein, aber wie auch, wenn man sie nicht kannte. Und selbst wenn sie sie gekannt hätten, hätten sie angenommen, sie könne nicht singen, weil sie Engländerin war.

Im Frühling beschloss ihr Vater, nach England zurückzukehren, um Geld aufzutreiben. Er würde den größten Teil des Sommers fort sein. Während seiner Abwesenheit sollte die Familie Neapel verlassen und ihr Glück anderswo probieren. In Neapel hatten sie kein Bein auf den Boden bekommen. Es gab einfach zu viele Sängerinnen in der Stadt. Er war kein abergläubischer Mensch, aber er glaubte, dass sie anderswo mehr Glück haben würden; dass durch irgendeine Verwirrung oder Verirrung über diesem ganzen Jahr ein Fluch gelegen hatte. Doch dann starb er im fernen London an einem Infekt und ließ Mrs. Storace und ihre Kinder mit einem kaum nennenswerten Vermögen zurück, dafür einigen Schulden in Neapel und auch in London.

L'inglesina

Monatelang geschah nichts. Als es kühler wurde, fing Stephen, der für lächerlich kleine Summen Musikunterricht gegeben hatte, an, davon zu reden, seine Geige zu versetzen, während Mrs. Storace ihren bescheidenen Schmuck dreingeben wollte. Dann endlich erreichte sie ein Brief von Paisiello. Er hatte für Anna ein Engagement im Pergola-Theater in Florenz arrangiert. Das Wunder wurde wahr: Sie würde als *seconda donna* des *primo musico,* des berühmten Kastraten Ludovico Marchesi, singen. Stephen würde im Orchester das zweite Cembalo spielen und damit genügend Geld verdienen, um nach England reisen und den Nachlass des Vaters ordnen zu können.

»Das ist eine große Ehre«, erklärte Mrs. Storace ihrer Tochter. Der Tod ihres Gatten hatte sie tief getroffen. Sie aß wie ein Spatz und schien von Tag zu Tag weniger zu werden. »Du musst dir jede erdenkliche Mühe geben und darfst niemanden vor den Kopf stoßen.« Anna wäre zu keck, fand ihre Mutter nämlich, und ließe Respekt vermissen.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Mama«, sagte Anna lächelnd. »Ich werde ein wahrer Engel sein.«

»Noch bist du nicht die Primadonna«, sagte Mrs. Storace. »Und die wirst du auch nie werden, wenn du dich weiterhin

so gebärdest. Alle halten dich für eine kleine Engländerin mit schlechtem Italienisch.«

»Mein Italienisch ist perfekt.«

»Dann muss es an etwas anderem liegen. Wie du dich bewegst. Du darfst keine so großen Schritte machen und nicht immerzu die Stirn runzeln.«

»Ja, Mama.«

Jeden Tag dachte Anna an ihren Vater, wie hoffnungsfroh und mutig er gewesen war. Er hatte sich für seine Kinder jene musikalische Laufbahn gewünscht, die ihm selbst versagt geblieben war, und da er ihretwegen zurück nach England gereist war, gab sie sich die Schuld an seinem Tod. Aber solche Gedanken durfte sie nicht länger hegen, sonst könnte sie niemals singen.

Kaum waren sie in Florenz und begannen mit den Proben, wusste sie, dass sie das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte, nicht würde halten können. Sie würde kein Engel sein. Wenngleich sie sich bemühte.

Bei jedem anderen hätte sie nichts dagegen gehabt, vor ihm zu knien. Aber Ludovico Marchesi hatte das nur verlangt, um sie zu demütigen. Dessen war sie sich sicher. In den wenigen Tagen seit ihrer Ankunft in Florenz hatte er alles getan, um sie zu ärgern. Er war ihr absichtlich auf die Zehen getreten, als er hinter der Bühne an ihr vorbeigegangen war. Er hatte ihr falsche Anweisungen und falsche Stichwörter gegeben und ständig vor aller Ohren ihr Können angezweifelt. Dabei hatte Anna ihm nichts getan. Aber Stephen meinte, er fühle sich durch sie bedroht. Marchesi war zwar einer der berühmtesten Sänger der Welt und wer in der Toskana etwas auf sich hielt, kam, um ihn singen zu hören, aber es gab immer weniger Kastraten. Gewinne würden die Theater bald

nur noch mit der komischen Oper erzielen, der *opera buffa*. Kastraten waren dafür nicht zu gebrauchen, sagte Stephen. Für sie gab es nur Rollen im ernsten Fach. Sie spielten Götter und Heroen, keine einfachen Leute. Einfache Leute klangen nicht wie *castrati*. Abgesehen davon hielten die Franzosen die Kastration von Jungen für verabscheuungswürdig, und diese Meinung griff immer mehr um sich.

»Sie müssen weiter hinunter, wenn ich das singe«, sagte Marchesi zu Anna. »Sie müssen knien.«

»Aber Signor«, sagte sie mit einem süßen Lächeln. »Ich wüsste nicht, wie Sie noch größer erscheinen könnten.«

Aus dem Orchester war leises Gelächter zu hören. Der Inspizient machte einen beunruhigten Eindruck. Marchesi funkelte sie an. »Das Libretto besagt, dass ich auf einem Berg stehe«, sagte er betont gelangweilt. »Das heißt, Sie müssen weiter unten sein.«

Anna sah ihn treuherzig an. Sie dachte an ihren Vater. Sie war jetzt sechzehn. Sie lebten von Wasser und Brot. Also neigte sie brav den Kopf und kniete mit bauschenden Röcken und Schleifen nieder.

»Na also!«, rief Marchesi. Er breitete die Arme vor dem Orchester aus. »Endlich können wir anfangen.«

Anna schluckte die Galle hinunter und hielt den Blick gesenkt. Seine Stimme war weder so schön wie die von Rauzzini noch annähernd so geschmeidig, allerdings besaß sie einen brillanten Klang und trug weit. Geschmack hatte er leider auch nicht. Alles an ihm wirkte übertrieben und gespreizt. Nichts an ihm war natürlich, wahrhaftig, schlicht. Seine Artikulation war schlampig und unverständlich. Er beherrschte nur Vokale – verschliffene, schlampige Vokale – und vergaß die Konsonanten, die Akzente gesetzt hätten. Bei all seinen Trillern und Intervallsprüngen konnte man kaum noch die

Melodie ausmachen. Er sang in einer Weise, wie es schon längst nicht mehr in Mode war. In Annas Ohren klang es pompös und lächerlich.

Sie hob die Augen, um zu sehen, wie er den Schluss sang, den Teil, für den er am meisten gepriesen wurde, eine derart dramatische und gewagte Kadenz, dass man sie nach ihm benannt hatte, *La bomba di Marchesi*, die Bombe des Marchesi – eine schwindelerregende *voletta* von Oktaven, die in Halbtönen bis zum hohen C hinaufkletterte. Ein Wunder von einer Kadenz, ein Meisterstück, das kein Mensch sonst vollbringen konnte. Und in diesem Moment kam ihr eine Idee.

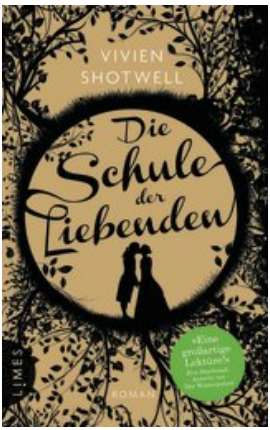
»Das darfst du nicht tun«, flüsterte Stephen. »Du hast es nicht geprobt. Man wird uns aus der Stadt jagen.«

Sie waren beim ersten Interludium. Auf der Bühne tanzte ein Ballett, und nach dem Ballett würde ein kurzes komisches Intermezzo folgen. Das gesamte Abendprogramm dauerte etwa fünf Stunden. Die halbe Toskana saß im Theater und vielleicht auch Zuschauer von noch weiter her – unter anderem, so war es Anna zu Ohren gekommen, ein Impresario von der Mailänder Scala.

Marchesi hatte im ersten Akt seine *bomba* gesungen und zwanzigminütige Ovationen erhalten. Den Rest des Aktes war er nonchalant und gelangweilt über die Bühne geschlendert, als befände er sich zu Hause in seinem Salon. Er hatte eine Prise Schnupftabak genommen und mit Freunden im Publikum geredet. Während der ersten Arie von Anna hatte er die ganze Zeit geplaudert, so als würde sie überhaupt nicht singen – als wäre sie überhaupt nicht da. Schlimmer noch, auch das Publikum hatte sich während ihrer Arie unterhalten. Das konnte sie den Leuten allerdings kaum zum Vorwurf machen. Die Figur, die sie verkörperte, tat nichts, sagte

LIMES

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Vivien Shotwell

Die Schule der Liebenden
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8090-2626-6

Limes

Erscheinungstermin: Mai 2014

Zwei Herzen, durch die Musik vereint - eine Liebe, die nicht sein darf

Anna Storace ist eine junge Frau mit einer engelsgleichen Stimme, als sie die Mailänder Scala im Sturm erobert und vom Kaiser nach Wien geholt wird. Bei ihrer Willkommensfeier im Palastgarten stiehlt ein Fremder im Schein einer Laterne ihre goldenen Schuhe – und rückt sie erst gegen einen Kuss wieder heraus. Kurz darauf wird Anna dem Mann vorgestellt, von dem ganz Wien spricht: Wolfgang Amadeus Mozart. Es ist der freche Dieb … Annas Stimme verzaubert Mozart, und er erobert ihr Herz. Doch beide wissen, dass ihre Liebe keine Zukunft haben kann. Und so singt sie gegen ihre Gefühle an, und er komponiert gegen seine wachsende Verzweiflung – und für die Ewigkeit.

Der Titel im Katalog